

Was Gotthelf uns auch heute zu sagen hat

Autor(en): **Keller, Helene**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche**

Band (Jahr): **30 (1940)**

Heft 42

PDF erstellt am: **24.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-648867>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Art im Haus ...

Angefangen hat's mit der blöden Blochbürste, an welcher unsere Köchin Lina den Stiel kaputt gemacht hat. Da fragte nämlich meine Frau (sie heißt Emma): „Kannst du das Ding wohl flicken, mein Lieber?“

„Kleinigkeit!“ sagte ich. „Werden wir gleich haben.“

So einfach war es aber gar nicht, und ich mußte ein paar Mal an dem Stiel herumfägen. Zuletzt jedoch war's wieder primiffima, und ich war ordentlich stolz auf meine Leistung. Als ich die Bürste aber meiner Frau zeigte, da lachte sie nur und meinte: „Du lieber Himmel! Was bist du doch für eine unpraktische Unke! Mit einem kaum meterlangen Stiel kann kein Mensch blochen.“

„Dho“, sagte ich, „bitte sehr! Erstens bin ich überhaupt keine Unke und zweitens keine unpraktische! Wart nur Emma, ich will dir schon noch zeigen, daß ich wirklich ein Praktikus bin. Von jetzt an wird alles, hörst du, alles, tutti quanti im Haus hier von mir geflickt. Jawohl! Du wirst noch staunen!“

So also hat's angefangen. —

Daraufhin habe ich mir sogleich eine ganze Schreinerausstattung gekauft und im Keller eine Werkstatt eingerichtet.

Am ersten Tag hatte ich nicht viel zu tun; nur ein paar Äste aus dem Garten zerfägen. Aber als dann mein linker Daumen wieder geheilt war (die Säge hatte noch keinen Gang), da fragte ich Emma: „So, und jetzt? Was für ein Möbelstück soll ich nun für dich verfertigen?“

Emma lachte nur immer wieder und tat, als ob es mir gar nicht ernst sei. Zuletzt aber sagte sie: „Meinetwegen eine Bank, aber eine große, für die Laube hinten im Garten. Das wäre bequem, wenn die Komiteedamen zur Sitzung kommen.“

Eine Gartenbank? Hü, nichts leichter als das! Das bißchen Rechnen, Sägen, Hämmern und Anstreichen. Sach du nur, dachte ich, du wirst schon noch ein blaues Wunder erleben!

Zur Sicherheit ließ ich mir immerhin zwei Bücher kommen: „Schreinerarbeiten für die Jugend“ und der „Hauschrein“. Das zweite war eine betrügerische Irreführung des Publikums, denn es enthielt nur Gedichte zur sonntäglichen Erbauung. Das erste aber war gut und ich studierte es auf dem Bureau. Richtig, da war auch eine Gartenbank drin; ich kopierte die Zeichnung mit Kohlenpapier und zeigte sie Emma. Da hat sie nicht mehr gelacht. Sie habe gar nicht gewußt, daß ich so gut zeichnen könne, sagte sie; die Bank sei wunderschön, aber sie müsse wenigstens doppelt so groß sein; für die Komiteedamen, weißt du.

Doppelt so groß? Nun, das war ja keine Hexerei. Ich verdoppelte einfach alle im Buch enthaltenen Maße und machte mich munter an die Arbeit. Die Bank wurde zwar, wie gewünscht, sehr lang, aber auch sehr hoch und sehr breit. Ich dachte mir manchmal während der Arbeit, ich hätte wahrscheinlich nicht alle Maße des Buches verdoppeln sollen.

Tatsächlich: 1 m 40 schien mir doch etwas zu hoch, und so beschloß ich denn, an den Beinen 50 cm abzufägen. Leider wurde ich zwischenhinein ans Telephon gerufen (Ernst, das Kalb, hätte auch später anläuten können), — und da waren plötzlich die hinteren Beine kürzer als die vordern und man rutschte immer an die Lehne. Ich sägte deshalb vorn wieder ab; aber ich hatte ein unverständliches und unerhörtes Pech: auf einmal waren die vordern Beine zu kurz und man rutschte immer an den Boden. Endlich aber wurden doch alle vier Beine gleich lang. Allerdings war die Bank dann nur noch 20 cm hoch, was schon etwas niedrig ist; aber die Komiteedamen haben ja nicht so lange Beine. Ihr Schwergewicht ist hinten.

Am Freitag war ich fertig, und am Samstag habe ich das vollendete Möbelstück schön blau angestrichen. Wundervoll sah es aus!

Die Übergabe des Werkes an Emma hätte dann eigentlich am Sonntag stattfinden sollen. Aber am morgen sagte die Köchin Lina, sie möchte nur wissen, wo unser weißer Angorakater einen so himmelblauen Bauch her habe!

Ich sah nach, — und richtig hatte mir das Mistvieh über Nacht die ganze Bank verschmiert. Den blauen Bauch mag ich ihm gönnen.

Aber dann kam der große Augenblick doch. Emma trat in den Keller. Sie war geradezu verblüfft über meine Kunst und lachte vor Freude und Stolz. Sie sagte, das sei nun aber wirklich fabelhaft; einfach einzigartig. Prachtvoll blau sei die Bank, und breit, wunderbar breit! Da könne sie die Damen vom Komitee gleich langwegs drauf legen.

„Na, und? Bin ich nun ein Praktikus oder nicht?“ fragte ich, und sie sagte: „Jawohl, ein großartiger!“

Na also. Ich hab's ja gewußt.

Ein kleines Malheur ist mir dann allerdings zuletzt noch passiert: Die Bank war nämlich viel zu lang und zu breit, um sie aus dem Keller hinausbringen zu können. Ich mußte sie halbieren und sie in der Gartenlaube dann wieder zusammensetzen. Wenn ein Rissen drauf ist, werden sich die Komiteedamen wohl nicht klemmen.

Beim Hinaustragen der zwei Teile half mir die Köchin Lina. Sie tat aber dabei so furchtbar ungeschickt, daß sie mir die Finger an der Wand blutig schürfte und ich die Bank fahren lassen mußte. Jetzt liegt sie zu Bett und hat eine zerquetschte Zehe (die Köchin Lina).

Aber wie gesagt, dieses kleine Malheur kann mich nicht entmutigen. Für uns Bureau-Kulis ist es ein erhebendes Gefühl, mit eigenen Händen einmal etwas wirklich praktisches und in seiner Art vollendetes geschaffen zu haben. Ich fahre also zu. Und außerdem: „Die Art im Haus eripart den Zar und Zimmermann“.

Florian Flogerzi.

Was Gotthelf uns auch heute zu sagen hat

Am 22. Oktober jährt sich zum 86. Mal der Todestag von Jeremias Gotthelf, dieses unerschrockenen Kämpfers für das Recht und Verfechter der wahren Demokratie. Mit seinem gewaltigen Wort in seinen unvergänglichen Schriften steht er wie ein Rufer in der Not der Zeit da. Doch weiß er auch, wo die richtige Hilfe herkommt. Wenn wir auf ihn hören wollten, so könnte er auch uns in unserer schweren Zeit Tröster und Helfer sein.

Lassen wir uns zu seinem Todestag einige Worte von ihm sagen und sie uns zu Herzen gehen:

„Wo die Richter nichts mehr taugen oder wo am Heiligsten der Mensch sich vergreift oder sich selbst zum Göken macht und

eigenen Gözendienst treibt, da hält Gott selbst Gericht unter Blitz und Donner.

Es ist aber nichts, das alle Bande so rasch zersekt, Familien, Gemeinden, Staaten so unwiderstehlich zerstört als die kurzfristige Selbstsucht, die von allgemeiner Wohlfahrt und dem Zusammenhang des eigenen Wohls mit dem allgemeinen keinen Begriff hat und daher selbst nie zu einem dauernden Wohl gelangen kann.

Wer es nicht der Mühe wert findet, bessere Zeiten herbeiführen zu helfen, der ist auch nicht gut genug für bessere Zeiten.

Wer im Kleinen untreu ist, wird der treu im Großen werden, und, wer an Vater und Mutter, an Weib und Kindern

ein Schelm ist, kann der ein Ehrenmann sein gegenüber der Gemeinde oder gar dem Staate?

Wo keine Gewissen sind, aber kundige Hände, da lüpfst man nicht bloß eine Geiß über Ort, sondern ein ganzes Volk.

Seit man Gott die Autorität genommen, will nun jeder Bube eine Autorität sein.

Den meisten Menschen ist an den eigenen Seelen nichts gelegen, darum auch an den Seelen der andern nichts. Das ist ein Grundübel dieser Zeit.

Die Wohlfahrt eines Landes hängt mehr vom Walten des Weibes ab, als Männer und Regenten sich einbilden.

Es ist nicht der Staat, nicht die Schule, nicht irgend etwas anderes des Lebens Fundament, sondern das Haus ist es. Nicht die Regenten regieren das Land, nicht die Lehrer bilden das Leben, sondern Hausväter und Hausmütter tun es, nicht das öffentliche Leben in einem Lande ist die Hauptsache, sondern das häusliche Leben ist die Wurzel von allem, und je nachdem die Wurzel ist, gestaltet sich das andere.

Dem Staate soll vor allem daran gelegen sein, reiche, nicht arme Staatsbürger zu besitzen, er soll das Verarmen hindern, das Reichwerden fördern, aber in den Schranken seiner Macht, nicht durch künstliche Mittel; je ärger man nach solchen schreit, desto heftiger werden wir uns dagegen sträuben. Wir fordern wenig vom Staate, wir fordern bloß, er solle dafür sorgen, daß die Institute und Ämter, welche er zur Aufrechterhaltung der Ordnung, zur Sicherheit der Personen und des Eigentums errichtet, besoldet, patentiert, ihren Zweck erfüllen und nicht das Gegenteil desselben, daß, wer z. B. zum Recht verhelfen soll, nicht Teilnehmer am Unrecht oder Fehler desselben sei, daß Recht finden leichter sei als Unrecht verdecken, daß ehrlicher Erwerb wenigstens ebenso sicher sei als Diebsgut, Erwerben so begünstigt sei als Verschleudern, daß über dem Volke ein klar Recht sei, einfach, ähnlich Gottes Wort, verständlich auch den Unmündigen, und eine wackere Hand es verwalte, allen sichtbar, allen fühlbar. — Jedem Staate wird gewünscht, daß er zu immer klarerem Bewußtsein komme, wofür er eigentlich da sei, und darnach tue; so kann das Publikum auch begreifen und wird zum Bewußtsein kommen, die Regierung sei von Gott, kein Übel, sondern eine Wohlthat, nicht um der Regenten willen da, sondern um der zu Regierenden, und das wird besonders in Republiken das beste Mittel gegen alle Revolutionen sein.

Aber eben, daß nicht alles Neue einem widerlich sei, ist etwas, welches wir lernen müssen. Denn veraltet nicht alles auf der Erde, und das Alte hindert neues Leben? Und ist es nicht eben der Weisheit Aufgabe, zu vermitteln, wie aus dem Alten das Neue sich entwickeln und wie das letztere sonder Störung an des erstern Stelle treten soll? — Jedes Leben erstarrt, wenn dem alten nichts neues, vollkommeneres zugeführt wird.

Die Ordnung Gottes läßt sich nicht ungestraft verkehren ... Das Alte kann man wohl stören, aber ob dann wirklich das Neue werde, welches man anstrebt, ist eine andere Frage. Unser Herrgott ist's, der das Werden gebietet und regiert und gar oft so, daß das Neue ein ganz anderes wird, als das, welches man anbahnen wollte.

Das Ziehen und Bilden der Menschen ist die Hauptsache, nicht das Umschaffen der Zustände der Erde zu einem Himmel .. Daher eine unselige Doppeltheit unserer Zeit: Erstlich das Heil der Menschheit suchen zu wollen in einem äußern Zustande, einer Form, einer Verfassung allein, ohne Rücksicht auf das Innere des Menschen, zweitens die Menschen beglücken zu wollen nur mit einer Idee und ihrer Ausführung, in unsinnigem Übermüde Gott und den Himmel überflüssig glaubend. Gerade die werden sich bald die Haare ausraufen, bald die Menschen mit der Knute nach ihrem Willen zwingen wollen und am Ende trostlos verzweifeln an allem Guten, an allem menschlichen Streben. Gerade diese Toren sind es, welche durch ihr traurig Treiben und traurig Ende den Glauben bei Halbblinden erzeugen, alles höhere Streben sei eitel, und Sorge für sich allein und seinen tierischen Teil einzig wahre Weisheit. Darin liegt die Vermittlung, daß wir also hier das Vollkommene nicht erwarten, dem Irdischen nichts Überirdisches zutrauen, daß wir nicht die Ernte wollen für jede Aussaat und doch überzeugt bleiben, daß kein höheres Streben eitel sei, kein Versuch, das Geistige darzustellen, torrecht, daß das Unvollkommene gegründet sei im Willen Gottes, daß Mißlingen dienen solle zur Erhöhung unserer Kraft, zur Prüfung unseres Glaubens, zur Prüfung unserer Stützen, an denen wir aufklimmen, daß jegliches Streben darin seinen Wert habe, daß er den Menschen dem Himmel näher bringe und ihn tüchtiger mache, ein Leiter für andere zu sein und dann im Himmel in Vollendung zu erschauen, was er hier nur geahnet.

So denke ich mir, werden die Völker, wenn sie so recht in Wirrwarr, durch den Staat in Sümpfe gekommen, wo ihnen der Tod droht, wiederum das Heil in Christo suchen, werden es erkennen, daß er der einzige Name ist, in dem die Menschen können selig werden, daß in ihm alleine die wahre Freiheit ist, die von innen heraus, aus dem Heiligtum des Gemütes wachsen kann und äußerlich durch die Liebe gepflegt und erhalten wird, die nicht gegeben werden kann, weder auf Löschpapier noch auf Granit, auch nicht in Erz gegraben. So denke ich, werde das wahrhaft Christliche auch wieder zur Geltung kommen, und die Völker werden es erkennen, daß, was sie als das Köstliche in ihrem Haushalt haben, auch das Köstliche im großen Haushalt, im Staate sein müsse, wenn die rechte Gliederung vorhanden sein soll, bei welcher allen Gliedern wohl ist."

Mitgeteilt von Helene Keller.

Rauch

Von Hugo von Bergen

Von den Feldern steigt der Rauch
Stiller Feuer in die Luft;
Auf den Hügeln, wie ein Hauch,
Liegt ihr zarter Duft . . .

Sag, Erinnerst du dich auch
An der Kindheit schönsten Tag,
Da, wie heute, blauer Rauch
Auf den Hügeln lag?

Da, wie heute, zarter Duft
In den dunklen Wäldern hing,
Und, wie heute, durch die Luft
Leise Sehnsucht ging?



Schwäne im Schlosspark zu Jegenstorf

Mit gelben Birnen hanget
Und voll mit wilden Rosen
Das Land in den See,
Ihr holden Schwäne,
Und trunken von Küssen.
Tunkt ihr das Haupt
Ins heilig machterne Wasser.

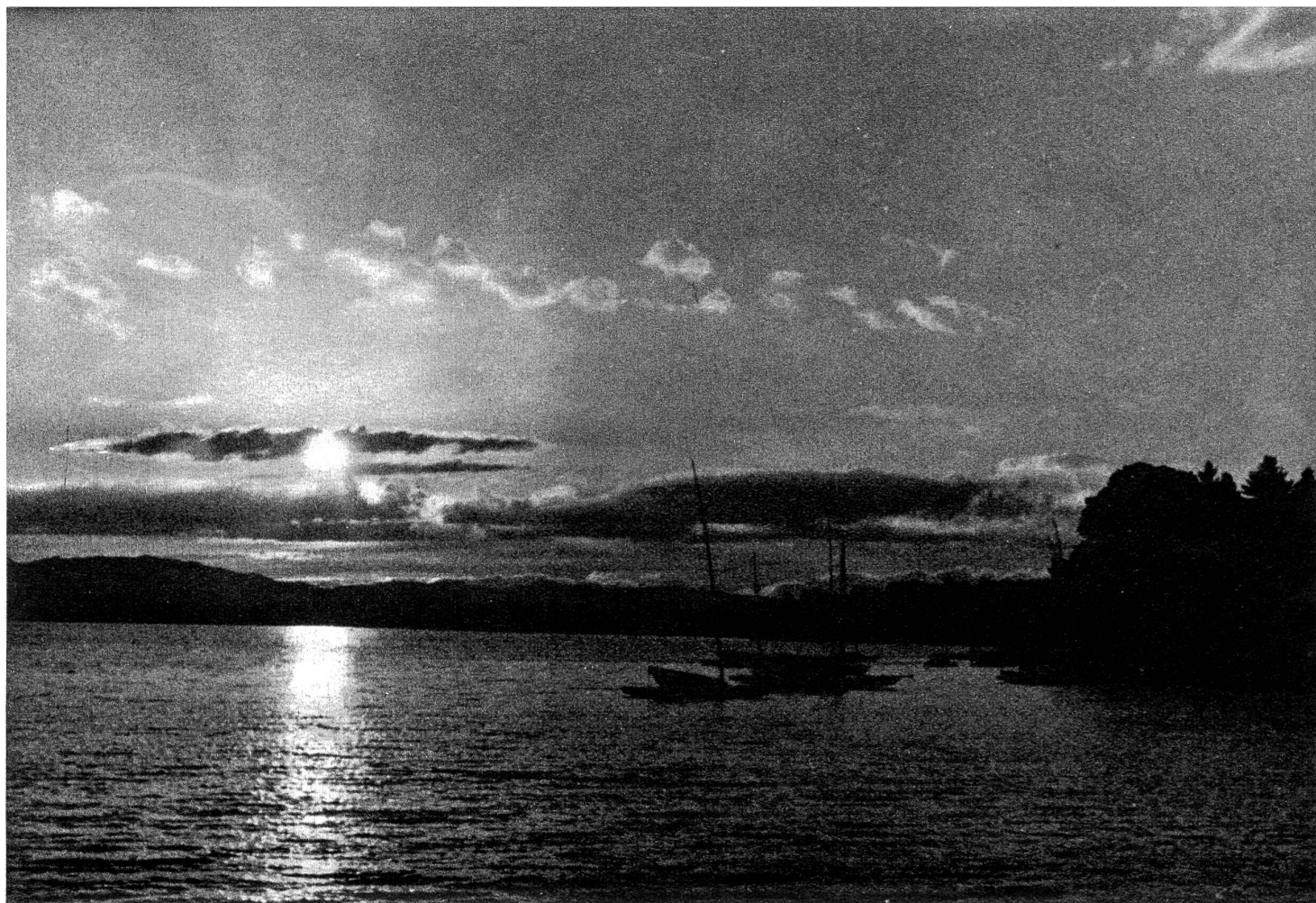
Weh mir, wo nehme ich, wenn
Es Winter ist, die Blumen, und wo
Den Sonnenschein
Und Schatten der Erde?
Die Mauern stehn
Sprachlos und kalt, im Winde
Klirren die Fahnen.

(Friedrich Holberlin, Hälfte des Lebens.)



Der Bergbach.

Photo Tschirren.



Sonnenuntergang am Thunersee.

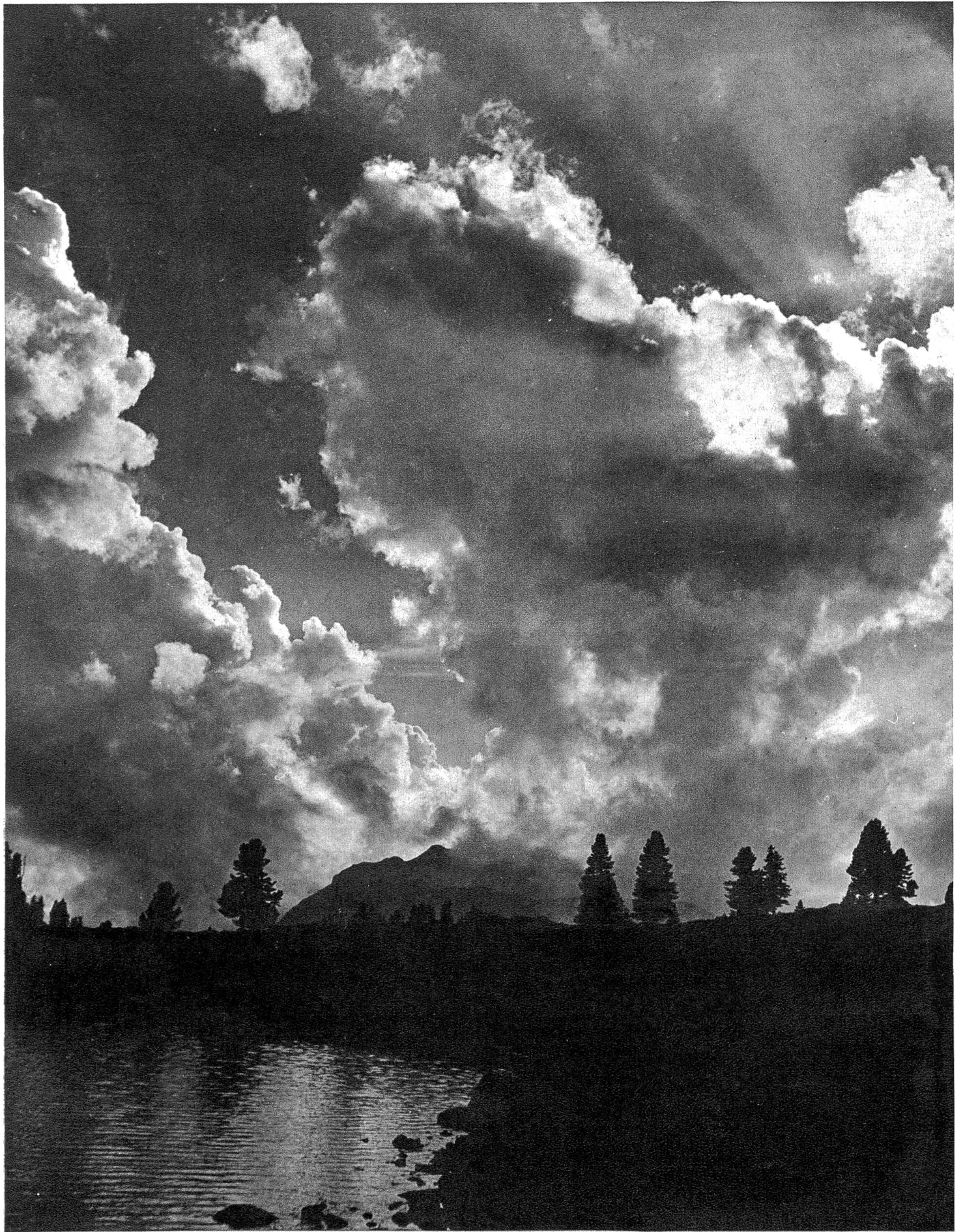
Des Menschen Seele
Gleicht dem Wasser:
Vom Himmel kommt es,
Zum Himmel steigt es,
Und wieder nieder
Zur Erde muß es,
Ewig wechselnd.

Strömt von der hohen,
Steilen Felswand
Der reine Strahl,
Dann stäubt er lieblich
In Wellenwellen
Zum glatten Fels,
Und leicht empfangen,
Wällt er verschleiernd,
Leisrauschend,
Zur Tiefe nieder.

Ragen Klippen
Dem Sturz entgegen,
Schäumt er unmutig
Stufenweise
Zum Abgrund.
Im flachen Bette
Schleicht er das Wiesenthal hin,
Und in dem glatten See
Weiden ihr Anlitze
Alle Gestirne.

Wind ist der Welle
Lieblicher Buhler;
Wind mischt von Grund aus
Schäumende Wogen.

Seele des Menschen,
Wie gleichst du dem Wasser!
Schicksal des Menschen,
Wie gleichst du dem Wind!



Spätsommer auf der Engstlenalp.

(Behördl. bew. 11. 9. 40.) Photo Tschirren.